

ZDENKA BECKER



ROMAN

ÖSTERREICHISCHES LITERATURFORUM

Zdenka Becker

B e r g

© Zuzanna Becker

Herausgeber und Verleger:
ÖSTERREICHISCHES LITERATURFORUM
Dr. Johannes Diethart,
A-3500 Krems, Dreifaltigkeitsplatz 1/5
Photos: Peter Paul Wiplinger
Texterfassung: Monika Mayer
Gestaltung und Lektorat: Dr. Johannes Diethart
Druck: MARO-Druck, D-86153 Augsburg
Riedingerstraße 24

Krems an der Donau 1994

ISBN 3-900959-528

Das kennen wir doch alle: Sehnsüchte, Hoffnung, den Drang zur Eroberung des Neuen, verflochten mit der Angst, daß uns das geplante Vorhaben nicht gelingt, daß wir eine Niederlage erleiden, mit der Sorge, was kommt, wenn ... Und trotzdem machen wir uns auf den steinigen Weg, setzen die Bewegung fort, suchen nach Hürden und Hindernissen, strafen uns für das, was wir gesagt, getan oder nicht gesagt und nicht getan haben.

Das Schuldgefühl ist ein magischer Motor. Manchmal denke ich, es ähnele der Liebe, weil es, genauso wie sie, Berge versetzen kann. Es entsteht zuerst in unseren Gedanken oder wird uns eingepflegt, dann nimmt es das Herz gefangen und läßt es nicht mehr los. Geheimnisvolle Gefühle belagern die Seelenlandschaft, sie drücken, brennen und bleiben immer wach. Es ist nicht schwer zu erraten, an welchem der Knöpfchen man zu drehen hat, um ins Schwarze zu treffen. Schuld als Erziehungsmaßnahme von klein auf. Oder wer kann schon was dafür, daß die Mama Kopfweh und Kummer hat? Hängt das nicht mit dem zerbrochenen Fenster zusammen? Und wie ist es mit dem „ich werde dich immer lieben?“ Und wenn nicht? Reicht dafür ein Blumenstrauß oder muß eine Perlenkette her? Ganz große Taten entstanden aufgrund des schlechten Gewissens, die keiner als solche definierte, die man sogar bewunderte und mit Heldentum verglich. Wie kann man sich sonst die unzähligen Hilfsaktionen erklären und für sich weiterhamstern, vom Weltfrieden sprechen und Kanonen in die Dritte Welt liefern, schon die zehnte Abmagerungskur beginnen wollen, während man sich Torten- und Schlagobersreste mit einer Damastserviette von den Lippen tupft? Einen Hunderter, was heißt, es reicht sicher, den Hungernden in Afrika oder Rumänien einen Zwanziger zu spenden, damit der ewig bohrende Wurm Ruhe gibt.

Die Welt verändert sich und die Menschen mit ihr, nur die Schuld, von der niemand etwas wissen will, bleibt die gleiche. Was berührt uns der Hunger, was berührt uns der Krieg, wenn wir unser Möglichstes getan, unser Bedauern und Mitgefühl ausgesprochen, die besten Wünsche, eingewickelt in Seidenpapier und mit einem roten Mascherl versehen, überbracht haben?

Irgendwo innen keimt es trotzdem. Ob ihr wollt oder nicht. Ihr spürt schon das Kribbeln: der Wurm der Schuld bahnt sich seinen Weg. Und jeder ist sich selbst der eigene Richter und spricht sich, ohne es sich einzugestehen, schuldig. Genauso wie ich mit dem Selbsturteil, schuldig geboren zu sein, hadere.

1. Teil

Die Flucht

Das hätte ich nicht gedacht, daß mir der Berg so viel Mühe bereiten würde. Ich steige langsam hinauf, Schritt für Schritt. Mühevoll setze ich einen Fuß vor den anderen, kleine Steine rollen mir entgegen, ich stolpere und stütze mich mit den Händen auf dem Boden ab. Meine aufgeschürften Handflächen bluten.

Der Weg wird immer steiler. Ich muß klettern. Die linke Hand, der rechte Fuß. Die rechte Hand, der linke Fuß. An meiner Stirn kleben Haarsträhnen, die bis zu den Augen reichen. Ihre scharfen Spitzen stechen. Noch ein Stück, mein Atem wird immer schneller, das Herz pocht laut bis zum Hals hinauf. Nur noch ein Stückchen, ein paar Meter. Die Felsen werden immer spitzer, nach meiner Berührung schimmern sie rot. Die Knie und Ellenbogen, die aus dem ausgefransten und angeklebten Gewand herausragen, spüre ich nicht mehr, auch sie hinterlassen rote Spuren.

Der große Fels, auf dem ich stehe, beginnt unter meiner Last zu wackeln. Ich muß hinauf ... ich muß. Ich höre ein leises Knistern, einige lose Steine fallen in die Tiefe, ich schaue ihnen lieber nicht nach. Nur das Ziel interessiert mich: die andere Seite des Berges. Der Gipfel ist so nah, es reicht, nur die Hand danach auszustrecken, noch einmal den einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Das Krachen nimmt immer mehr zu, ich spüre keinen Halt mehr ... Nein! Ich schreie und höre den entsetzlichen Ruf aus meiner Kehle. Oh nein, nicht schon wieder! Ich muß aber hinauf! Ich muß!

„Jana, Janka, was ist mit dir?“ Kräftige Hände packten mich an den Schultern, ich spürte eine Erschütterung. „Hast du schon wieder schlecht geträumt?“ Robert setzte mich im Bett auf, ich öffnete die Augen. Schweißgebadet legte ich meinen Kopf an seine Brust: „Wieder das Gleiche.“

„Du sollst zum Arzt gehen.“ — Robert rieb seine Hände an meinem Rücken. „Versprich es mir“, sagte er noch eindringlicher.

„Ich muß aber den Berg schaffen, ich kann nicht anders“, wim-

merte ich. Dann schneuzte ich mich laut, das durchnäßte Taschentuch steckte ich in die Jacke meines Schlafanzugs. „Und wenn es nur im Traum ist“, ergänzte ich nicht ganz ohne Trotz.

Vom Osten her begann der Himmel heller zu werden. Ich stand auf, barfuß stieg ich über unseren neuen grünen Plüschteppich und ging zum Fenster, schob den Vorhang beiseite und öffnete die Fensterflügel weit. Die laue Frühlingsluft — ich redete mir ein, daß sie nach Veilchen roch — strömte ins Zimmer, ich sog sie hungrig in mich hinein, ließ sie meine Lunge füllen, meinen ganzen Körper, der mit jedem Sauerstoffmolekül immer kräftiger und lebenshungriger wurde. Ich blickte über den künstlich angelegten Rasen vor unserem Haus in die Ferne, vorbei an den Schläuchen, Rauchfängen und Rohren der nahen Chemiefabrik, und auf einmal wußte ich ganz genau, daß der Tag, an dem ich den Gipfel meines persönlichen Berges erreichen würde, nicht mehr fern sein kann. Ich werde seine Hinterseite kennenlernen, die Seite, die etwas Geheimnisvolles in sich birgt, die alles verspricht. Nur erreichen muß ich sie, und das werde ich, das schwor ich mir.

Ich legte mich wieder zu Robert nieder und kuschelte mich an ihn. Bis der Wecker losratschen würde, fehlte noch eine Stunde. Wir saßen nebeneinander im Bett, jeder von uns starrte in eine andere Zimmerecke. Ich seufzte leise und zitterte immer noch ein wenig. „Du sollst zum Arzt gehen“. Roberts Stimme klang besorgt.

„Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht“, erwiderte ich, drehte mich zu ihm und versuchte stark zu wirken.

„Ein guter Psychoanalytiker ...“ — Er ließ sich von meinem gespielten Selbstbewußtsein nicht beeindrucken.

„Gut, ich gehe hin, oder noch besser, ich rufe ihn an.“ Mein rechtes Bein legte ich über Roberts Knie, sah ihn aber nicht an. Ich wollte nicht zum Psychiater gehen. Warum auch? Irgendetwas sträubte sich in mir, einem Unbeteiligten von meinen Träumen zu erzählen. Das alles kannte ich schon viel zu gut. Nichts und niemand konnte mir helfen. Nur ich allein.

„Die Galle von Beliš rebelliert schon wieder“, wechselte ich das Thema. „Er liegt bei uns auf Interne.“

„Daß er nicht endlich in Pension geht?“

„Du weißt doch, wie er ist. Der wird so lange arbeiten, bis man ihn aus dem Krankenhaus hinausträgt. Freiwillig tritt der nicht zurück. Seine Hände zittern fürchterlich.“

„Daß sich noch jemand von ihm operieren läßt?!“ —

„Nächste Woche soll er nach Deutschland fahren. Zu dem Kongreß, von dem ich dir schon erzählt habe.“ —

„Glaubst du, daß er bis dahin auf den Beinen ist?“ —

„Das werden wir sehen.“ —

„Und wenn nicht?“

Ich sprang auf und stieß begeistert aus: „In der Abteilung munkelt man, daß ich dann fahren darf. Was sagst du dazu?“ —

„Na warte, warte! Und was ist mit Jánky und Slobodová?“ —

„Das habe ich mir auch zuerst gedacht, aber Jánky lassen sie nicht hinaus, weil sein Sohn erst vor einem halben Jahr nach Frankreich emigriert ist, und Slobodová hat auch irgendwelche Schwarzkpunkte in der Staatsakte. Wegen ihrer Verwandten.“

„Und du glaubst im Ernst, daß sie dich Beliš in Berlin vertreten lassen? Die anderen werden sich doch wie die Geier auf dich stürzen und aus lauter Neid alles Mögliche tun, um das zu verhindern.“

Robert war skeptisch. Ich, ehrlich gesagt, auch. Andererseits sah ich einen winzigen Funken Hoffnung. Was nutzte den anderen ihre fachliche Qualifikation, wenn die Polizei nicht bereit war, ihnen den Paß auszustellen? Das konnte mir nicht passieren. Bei mir stimmte alles. Und ich schämte mich nicht dafür, daß ich meinem Vorgesetzten seine Galle von Herzen vergönnte. Er war doch schon so oft im Westen, ich aber noch nie. Vielleicht hatte ich Glück. Vielleicht.

* * *

„Frau Doktor, heute wartet viel Arbeit auf Sie!“ Herr Ondrejovič

rannte mir aufgeregt aus seiner Portierloge entgegen. „Neuzugänge“, sagte er und verdrehte die Augen zur Decke. „Schrecklich, ich kann nur sagen, schrecklich.“ —

„Das auch noch!“ —

„In der Nacht haben sie uns einen Autounfall eingeliefert, drei Schwerverletzte, und eine Vergif...“, rief er mir auf dem Weg zum Aufzug nach. Noch bevor sich die Kabinentür schloß, deutete ich ihm, daß er sich keine Sorgen machen solle. Ich mache es schon. Mit einem geräuschvollen Geknatter setzte sich der ausgeleierte Lift in Bewegung und blieb abrupt im fünften Stock stehen. Auf dem Gang der Kinderabteilung liefen einige Schwestern hin und her, man hörte ein weinendes Kind.

„Wie geht es den Neuen?“ steckte ich den Kopf ins Schwesternzimmer.

„Ihr Zustand ist stabil. Keine Gefahr mehr.“ Schwester Monika nahm einen Schluck aus ihrer Kaffeetasse. „Hier sind die Protokolle.“ Sie reichte mir einige Blätter mit den Krankengeschichten.

„Ich schaue sie mir gleich an“, sagte ich und eilte in das Ärztezimmer, wo auch unsere Garderoben waren. Das Kindergeschrei wurde immer lauter und aggressiver. „Was fehlt ihm?“, fragte ich im Gang eine vorbeieilende Hilfsschwester mit knallrot gefärbtem Haar. Ich fand das Schreien schrecklich und deutete zum letzten Zimmer.

„Was sollte ihm schon fehlen?“ beantwortete sie meine Frage mit einer Gegenfrage. „Die Mama, natürlich.“ —

„Dann tun Sie doch etwas für ihn!“ —

„Naja ... Er braucht aber trotzdem nicht so zu plärren“, murrte die Rothaarige und schob weiter den vollbeladenen Medikamentenwagen vor sich her. „Einmal werden wir alle hier noch verrückt sein ... von diesen Gschroppen“, fügte sie giftig hinzu und entfernte sich endlich aus meiner Hörweite. Und so etwas nennt sich Kinderchwester, dachte ich. Wehe dem Kind, das sie in die Hände bekommt. Meine Kinder würde ich ihr nie überlassen. Ich wollte schon

so, wie ich war, zu dem schreienden Bündel gehen, dann entschloß ich mich aber doch, mich zuerst umzuziehen.

Wie eine Watsche schlug mir der Zigarettenrauch ins Gesicht, als ich das Ärztezimmer betrat. Klar, Jánsky hatte Nachtdienst. Und Schwester Alena. „Trinkst du einen Kaffee?“ Die Einladung meiner Kollegin kam wie immer spontan, mein zittriger Magen freute sich schon auf die heiße Flüssigkeit, ich griff dankbar nach der angebotenen Tasse. „Ich muß kurz in die Stadt, in der Boutique haben sie neue Pullis bekommen, verrate mich nicht beim Chef“, und bevor ich noch etwas sagen konnte, war Katka weg.

„Ist Peter noch da?“ fragte ich Alena, die gerade ihre „Kriegsbeimahlung“ vor dem Spiegel auffrischte.

„No na“, brummte es aus dem angrenzenden Schlafrum.

„Wo sind die Schwestern? Wer hat heute Vormittagsdienst?“

Alena drehte sich kurz zu mir um: „Schwester Ivana ... Aber ... psch!“ —

„Was soll das?“ —

„Ivana ist unten beim Fleischhauer, er ist ein Cousin ihres Schwagers.“ —

„Na und?“ —

„Er hat ihr einen echten Lungenbraten auf die Seite gelegt“, flüsterte Alena geheimnisvoll. „Ansonsten landet er sowieso unter dem Ladentisch, und irgendwelche Bonzen schlagen sich die Bäuche voll.“ —

„Aber die Neuzugänge ...“ —

„Die sind gut versorgt ... Und die gute Seele hat uns auch ein Stück davon versprochen.“

„Mein Alter liebt den Lungenbraten am liebsten mit Rahmsauce und Serviettenknödeln ... hmm, ein Leckerbissen“, ereiferte sich die Bedienerin, die gerade ihren Kopf ins Ärztezimmer steckte. Ihre üppigen Formen verrieten auch ohne Worte, wie sie es mit dem Leckerbissen meinte. „Aber das bleibt doch unter uns, oder? Sie wollen doch sicher auch hin und wieder Qualitätsfleisch.“ Die Dicke

lächelte mich mütterlich an. Ich öffnete breit das Fenster und leerte den Aschenbecher aus. Im Abfallkorb sah ich eine leere Wodkaflasche.

„Was ist mit dem Unfall? Ist er bei Bewußtsein?“ fragte ich, während ich meine Jacke auszog.

„Schädelbasisbruch.“ Aus dem Nebenzimmer hörte ich durch die offene Tür, wie Dr. Jánky aufstand. „Der Alte hat ihn schon gesehen, das Kind wird es überleben. Es liegt im Sauerstoffzelt“, sagte er, als er mir gegenüberstand. Seine rot unterlaufenen Augen blinzelten unbeholfen in den diffusen Aprilmorgen.

„Ist Beliš hier?“ fragte ich überrascht, noch bevor ich meinen weißen Mantel anzog.

„Nein, der 'Big Boß' war höchstpersönlich da. Übrigens, er hat schon nach dir gefragt.“ Jánky sah mich neugierig an: „Hast du etwas ausgefressen?“ —

„Du hast Ideen“, wies ich ihn zurück. „Sag mir lieber etwas über Beliš! Ist er noch auf der Interne?“ —

„Er ist übersiedelt auf die Chirurgie I. Wegen Luftveränderung, hahaha ...“ Jánky kicherte unangenehm.

„Mach keine Witze!“

Peter tat geheimnisvoll: „Weißt du, unseren Chef werden sie aufschneiden, weil er das Rotkäppchen gefressen hat.“ Er begann höhnisch zu lachen.

„Aha, die Steine müssen doch heraus ...“, überlegte ich laut.

„Du meinst die Mineralsammlung, die er schon seit Jahren mit sich herumträgt?“

Jánky zog eine Zigarettenpackung aus der Manteltasche und zündete sich eine „Sparta“ an.

„Peter, denk an deine Gesundheit!“ sagte ich und meinte etwas ganz anderes. Auch ich habe in diesem Krankenhaus gelernt, daß die Gerade der längste Weg zum Ziel ist. Und auch wenn ich nach außen hin um Jánkys Gesundheit besorgt war, viel wichtiger erschien mir der Gedanke, daß er einmal aufhört, uns alle zu selchen.

„Gesundheit? Was ist das?“ winkte er mit der Hand. „Schau, Beliš

hat nie geraucht ... Na ja, gegessen hat er für zwei, nein, für drei ... Das ist doch keine Sünde. Muß er aber dafür gleich so bestraft werden?“

„Du redest so geschwollen, obwohl du ganz genau weißt, daß heutzutage ein paar Gallensteine kein Malheur sind.“ —

„Wenn es aber nur die Gallensteine wären ...“ Er schnitt eine Grimasse, die nichts Gutes ahnen ließ.

„Willst du sagen ...?“ Mir stockte das Blut in den Adern. In dem Moment begann mein Notrufgerät zu piepsen. Ich schaltete das Gerät aus und griff eilig zum Telephonapparat. Mit zwei Einsern wählte ich die Zentrale: „Hier Dr. Horáková. Was gibt's?“ —

„Ein Notfall, wahrscheinlich ein Blinddarmdurchbruch“, kreischte es aus dem Hörer. „Der Patient ist in der Aufnahme.“ —

„Ich bin gleich da“, sagte ich knapp, schlüpfte in meine weißen orthopädischen Schuhe mit den bequemen Absätzen und eilte davon. Das Kind im letzten Zimmer schrie immer noch. „Kann sich denn keiner um den Kleinen kümmern?“ rief ich Schwester Dana zu.

„Der schreit nur so aus Spaß, dafür haben wir keine Zeit“, zuckte sie mit den Schultern.

„Dann nehmen Sie sich welche“, brüllte ich sie an. „Das ist doch kein Zustand!“ — „Ich bin unten, Notfall“, meldete ich mich noch kurz ab und rannte die fünf Stockwerke bis zur Aufnahme zu Fuß hinunter. In solchen Fällen besteige ich nie den unzuverlässigen Aufzug. Erst unlängst ist jemand darin stecken geblieben, es dauerte vier Stunden, bis ihn die Feuerwehr befreien konnte. Ich wollte gerade die Türklinke der Aufnahme drücken, als eine blasse, aufgeregte Frau nach meiner Hand griff:

„Frau Doktor, retten Sie ihn ... Bitte!“ —

„Ich werde mir Mühe geben. Beruhigen Sie sich!“ —

„Er ist alles, was ich habe ... Mein Mann hat mich verlassen ...“ —

„Wir reden später darüber“, befreite ich mich und betrat die Ambulanz. Auf dem Behandlungsbett lag zusammengekrümmt ein etwa zehnjähriger Bub und wimmerte leise. Sein gerötetes Gesicht schwitzte. Ohne ihn nur anzugreifen, sah ich, daß er hohes Fieber hatte.

„Blut- und Harnproben sind schon im Labor“, meldete mir die Schwester, die ich hier noch nie gesehen hatte. Wahrscheinlich eine Neue.

„Ist es ein Durchbruch?“ —

„Temperatur?“ —

„39,8. Im OP ist schon alles vorbereitet.“ —

„Leg dich auf den Rücken“, berührte ich leicht das Kind und half ihm, sich umzudrehen. „Wie heißt du?“ —

„Lukáš.“ —

„Ein schöner Name. Wo tut's weh?“ —

„Hier“, zeigte der Bub auf den Bauch. „Überall.“ —

„Hier am meisten?“ betastete ich seinen rechten Unterbauch. Das Kind schrie auf. Dann wandte ich mich der linken Seite zu. „Und wenn ich hier drücke und dann loslasse, tut es noch mehr weh?“ —

„Au!“ Seine verängstigten Augen füllten sich mit Tränen. —

„Da ist der Befund“. Die herbeieilende Laborantin reichte mir einen Zettel. „Schauen Sie sich die Leukozyten an!“ Sie schüttelte den Kopf.

„Wir müssen sofort operieren“, sagte ich knapp und ging in den OP.

* * *

„Und Sie würden sich das so ohne weiteres zutrauen, Frau Kollegin?“ Der alte Krankenhausdirektor musterte mich prüfend, während er sein schlaffes Kinn streichelte.

„Ja, ich habe schon lange auf diese Chance gewartet.“ —

„Es geht hier aber nicht darum, Ihnen eine Chance zu geben, nach Deutschland zu fahren, sondern daß Sie die Klinik würdig im Ausland vertreten.“ Professor Havlík griff in sein ergrautes Haar und blätterte in meiner Personalakte. Er nahm ein Blatt nach dem anderen in die Hand und studierte interessiert den Inhalt: „Ist Ihnen das klar?“ Der alte Mann musterte mich und nahm dabei die dicke Hornbrille ab.

„Selbstverständlich. So habe ich es auch mit der Chance gemeint.“ —

„Ist schon gut. Wie ich sehe, stimmt bei Ihnen alles. Die Polizei wird da sicher keine Schwierigkeiten machen.“ Dann hob er wieder seinen Blick. „Wie steht es übrigens mit Ihren Deutschkenntnissen?“

„Oh, ganz gut ... glaube ich“, antwortete ich bescheiden. Ich konnte ihm doch nicht auf die Nase binden, daß ich Deutsch für meine zweite Muttersprache hielt, obwohl meine eigene Mutter nicht einmal „guten Tag“ auf deutsch sagen konnte. Und daß ich fast in Deutschland, nur fünf Kilometer von der Grenze entfernt, geboren wurde, was an mir nicht spurlos vorüber gegangen war.

„Mehr als aus der Schule?“ bohrte Havlík weiter.

„Ja, Privatstudium.“ —

„Oh, sehr gut.“ Der Direktor war begeistert. Langsam begann ich daran zu glauben, daß er mich tatsächlich zu dem Ärztekongreß schicken würde.

„Können Sie es sich vorstellen, einen Vortrag in Berlin zu halten? Auf deutsch. Englisch kommt bei Ihnen wahrscheinlich nicht in Frage, oder?“ Seine Röntgenaugen durchlöcherten mich, meine Aufregung wuchs.

„Ja, natürlich auf deutsch.“ —

„Das habe ich mir gedacht.“ —

„Zu welchem Thema?“ Ich versuchte so locker wie nur möglich zu bleiben und verkrallte die schwitzenden Hände in die tiefen Taschen meines weißen Mantels.

„Referieren Sie zum Beispiel über unsere Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Allergien! Kollege Beliš wollte es auch nehmen. Ein sehr interessantes Thema. Und hochaktuell.“ —

„Ja, das sehe ich auch so. Und außerdem habe ich mit den Allergien auch in der Praxis viel zu tun.“ —

„Prima! Dann wird es Ihnen sicher keine Schwierigkeiten bereiten, den Vortrag bis übermorgen fertig zu haben. Ich möchte ihn noch vor Ihrer Abreise lesen.“ Havlík überließ nichts dem Zufall.

„Ich werde mich bemühen“, sagte ich, vom Lampenfieber erfaßt, das dem großen Auftritt galt. Die Tausenden Kongreßteilnehmer und ihre auf mich gerichteten Augen, das unbekannte Land und die Stadt jagten mir große Angst ein, die gleichzeitig von der Vorfreude auf die Reise gemildert war.

„Bringen Sie morgen Ihren Paß mit! Meine Sekretärin wird sich um die Formalitäten kümmern. Sie fliegen am Fünfzehnten.“ —

„Und Dr. Beliš?“ —

„Kümmern Sie sich nicht um Ihren Stationsvorstand! Ab morgen vertritt ihn Dr. Sýkora.“

„Stimmt es, worüber man munkelt?“ —

„Ich habe gesagt, kümmern Sie sich nicht darum!“

* * *

Solange man im Dunkeln lebt und vom Licht nichts ahnt, vermißt man nichts. Doch auch die größte Finsternis läßt manchmal ein paar Strahlen durch, und wenn es nur für ein paar Sekunden ist ... Was bleibt, ist die Sehnsucht nach der Sonne. Die Partei hat gesagt, die Partei hat gemeint ... Es ist so und nicht anders. Jede Frage sinnlos. In einem Einparteien-System braucht man keine Opposition, keine Gegenstimme, keinen, der nicht zufrieden mit dem Kopf nickt. Die Partei ist für sich selbst die Führung und die Opposition, sie braucht keine Kritiker, keine Kontrolleure, die ewig irgendwelche Elaborate erarbeiten und Mängel aufzeigen.

„Die Partei trägt die Pluralität in sich“, sagten diejenigen, die die Partei waren. „Mit der Einheit demonstrieren wir die Pluralität der arbeitenden Menschen, die wir vertreten. Bei uns haben antikomunistische Strömungen keinen Platz.“ Die, die es betraf, saßen vor dem Fernseher, hörten Radio oder lasen es in der Zeitung. Sie nickten. Äußerlich. Sie hatten Angst, mit engsten Freunden darüber zu reden. Mißtrauen total — auch eine Folge der Macht.

Die Rebellen brachten das Licht und begannen Löcher in die alte

Struktur zu bohren. Da half es auch nicht, die Unterzeichner der Charta 77 einzusperren oder sie aus wichtigen Positionen zu eliminieren. Viele verließen das Land, viele beugten sich, zumindest zum Schein, aber der Entschluß reifte ... Einmal ... einmal wird die Zeit kommen.

* * *

„Über den Wolken muß die Freiheit wohl grenzenlos sein ...“ summte Reinhard May in meinen Ohren seine bekannte Melodie, und ich fühlte mich auch so, grenzenlos frei und glücklich. Endlich, dachte ich, endlich einmal wird sich der Grenzbalken auch für mich öffnen, und ich sehe mir die Welt, die ich bisher nur aus dem Fernsehen kannte, an.

Es war für mich das erste Mal, daß ich in den Westen fahren durfte, den ich mir in den schillerndsten Farben ausmalte. Ich blickte durch das Bullauge der Iljuschin auf die Landschaft unter mir und sog sie mit den Augen in mich hinein. Das Grün, Braun, Gelb und Beige der Äcker, das Anthrazit-Grün-Gemisch der Wälder, Streifen, Rechtecke, Quadrate, eine Häusergruppe und noch eine, der postkartenblaue Himmel, auf dem einige Wolkenschafe weideten. Nichts, aber wirklich nichts konnte in diesem Augenblick meine gute Laune trüben. Deutschland zog mich magisch an. Besonders Deutschland. Woher kam aber diese geheimnisvolle Kraft, diese unsichtbare Hand, die es wollte, daß ich mit meiner fast deutschen Vergangenheit konfrontiert werden sollte? War mein Geburtsort an allem schuld? Eger, das kleine Städtchen, von Deutschen erbaut und lange bevölkert, nach Hitlers Niederlage endgültig zur Tschechoslowakei gehörend, jetzt dicht in einem Dreiländereck eingeklemmt und von Stacheldraht umgeben?

„Kaffee oder Tee?“ — Eine stark geschminkte Stewardess, in eine süße Parfumwolke eingehüllt, unterbrach meine Gedanken.

„Ein Glas Sekt, bitte“, rutschte es mir unwillkürlich heraus, bevor

ich nachdenken konnte. Warum eigentlich nicht? Ich hatte doch etwas zu feiern.

„Sofort“, lächelte mich die junge Frau an und trippelte, für meinen Geschmack zu viel mit den Hüften schwingend, in Richtung Bordküche. Der prickelnde Sekt tat gut und ließ den Alltag, aus dem ich erst vor einigen Stunden herausgerissen worden war, fast unwirklich werden. Im schwarzen Leder-Aktenkoffer zu meinen Füßen lag der siebzehnteilige Bericht, der mich die letzten zwei Tage und Nächte gekostet hatte. Helena, meine Schwiegermutter, hatte mir geholfen, ihn ins Deutsche zu übersetzen. Eigentlich hat sie nur ein wenig korrigiert, was sie wieder zu spitzen Bemerkungen veranlaßte. Wie üblich. Nur daß ich dem diesmal weniger Aufmerksamkeit schenkte als sonst. Immer und immer wieder ging ich den Text in meinen Gedanken durch, prüfte die fraglichen Stellen und suchte nach passenden Ausdrücken. Noch nie hatte ich vor so einem großen Publikum referiert — und jetzt gleich im Ausland!

Mein „Big Boß“, wie wir unseren Direktor nannten, hat das Referat für gut befunden, er hat es auch ganz unmißverständlich zum Ausdruck gebracht und mit Lob nicht gespart, und trotzdem war diese Spannung da. Tausende Fragen quälten mich. Werde ich überhaupt den Mund aufmachen können? Knicken meine Beine nicht ein, wird sich mein Magen nicht verkrampfen? Das Rednerpult erschien mir wie ein großer Grabstein, ein Felsen, der mich unter sich begraben möchte. Der Slobodová, dem Jánky und den anderen würde vielleicht so etwas ganz gut passen. Wenn es ihnen schon nicht gelungen ist, meine Delegation zu verhindern, dann wäre ihnen zumindest eine Blamage recht. Ihre neidischen Blicke bei der Verabschiedung vergesse ich nicht so schnell. „Bitte, noch ein Glas Sekt!“ bat ich unsere Flugbegleiterin, und auch auf die Gefahr hin, daß ich mir einen kleinen Schwips antrinke, schwemmte ich den bitteren Nachgeschmack der letzten Tage hinunter. Ich hatte gesiegt, doch dieser Sieg stellte nicht gerade den Höhepunkt meiner Gefühle dar. Es war nicht unbedingt ein schlechtes Gewissen meinen Berufs-

kollegen gegenüber, was ich in diesem Moment empfand, aber doch etwas Ähnliches.

Das alte Flugzeug landete sanft. In Berlin regnete es. Es störte mich nicht. „Hotel Astoria“, sagte ich zum Taxifahrer und ließ mich in das abgewetzte Kunstleder der Hintersitze des Taxis nieder. Während der Fahrt ins Hotel beobachtete ich aus dem Wageninneren die eingekreiste Metropole. Beim Anblick der buntbemalten Mauer konnte ich plötzlich mit dem Begriff „der freie Westen“ nichts mehr anfangen. Das Rot der Kunstwerke stach aggressiv hervor, mit gespielter Fröhlichkeit kaschierte es die Blutflecken aus zerschossenen Gliedern. Es floß die graue Wand hinunter, die Tropfen waren noch auf dem Boden zu sehen ... auf den Steinen, im Gras ... im Gedächtnis. Aus dem lächelnden Clownsgesicht blätterte die Hoffnung ab.

Aus dem neunten Stock des Astoria konnte man halb Berlin sehen, wie es im abendlichen Licht badete, wie es kaum die heraufkommende Nacht erwarten konnte. Als ob sich die Stadtsilhouette in der Spree bewundern möchte, warf sie ihr Spiegelbild in das immerfort fließende Wasser und blinzelte mir auffordernd aus Tausenden Fensteraugen zu. Dort unten pulsierte eine der größten Städte Europas, der Kurfürstendamm schrie sich die Seele aus dem Hals, ich atmete lautlos.

* * *

Noch im Gang dröhnte der Applaus in meinen geröteten Ohren, mich wunderte, daß ich es auf den wackeligen Beinen bis hinaus geschafft hatte. Endlich war ich den Röntgenaugen der Tausenden Augenpaare entkommen, die bis zum Zerreißen angespannten Nerven befahlen endlich den Stopp der Adrenalinausschüttung. Mein ausgetrockneter Gaumen brannte und verlangte nach etwas Flüssigem. Ich eilte zum Buffet im Foyer und bestellte ein Cola. Wenn sie so lange klatschten, war mein Beitrag sicher nicht schlecht, versuchte

ich mein strapaziertes Selbstbewußtsein aufzurichten. Zum Glück war ich schon am zweiten Tag vormittag drangekommen, sonst wäre das Warten unerträglich gewesen. Jetzt konnte ich mich in aller Ruhe den anderen Referaten zuwenden und die Vorträge genießen. Und dazu gab es jede Menge Gründe. Hastig trank ich das erfrischende Getränk in einem Zug aus und ließ es meine Kehle hinunterrinnen. Erst als ich die Eiswürfel auf meinen Lippen spürte, erkannte ich, wie kalt das Cola war.

„Sie waren gut“, hörte ich eine herbe Stimme hinter mir sagen. Ich drehte mich um und sah erst jetzt eine Frau im grünen Kostüm am Ecktisch sitzen. Vor ihr stand ein halbgeleertes Glas Bier, eine Zigarette qualmte im Aschenbecher.

„Danke“, antwortete ich und ging auf sie zu. Sie war Ende Dreißig, höchstens ein paar Jahre mehr, gepflegt und selbstbewußt. Sie weckte Neugier in mir. Mit jedem Schritt, mit dem ich mich ihr näherte, spürte ich etwas Vertrautes, Bekanntes. Ich dachte angestrengt nach, woher ich sie kannte. Nein, das konnte nicht sein. Ich war noch nie hier, und sie? Was hätte sie in der Tschechoslowakei gesucht? Sie war sehr hübsch, keineswegs alltäglich. Rotbrauner Lockenkopf, darunter hellgrüne Augen. Ich habe sie schon irgendwo, irgendwann gesehen. Aber wo und wann?

* * *

Ich wollte schon in den Kongreßsaal zurückkehren, ich glaube, ich war sogar mit einem Bein im Raum, als mich ein Signal, ein Alarmzeichen durchdrang. Vor meinen Augen tauchten Bilder auf, Bilder aus dem Krankenhaus, in dem ich arbeitete, ich sah Menschen vor den Geschäften Schlange stehen ... und Massen, große Massen. Menschen mit verbundenen Augen und zugestopften Ohren, Menschen mit einem Pflaster auf dem Mund ... Große Tribünen, Parade-schritt der Soldaten, meine Schwiegermutter mit einem Taktstock, in einem Winkel stand Robert, ganz klein ... Ratloses Schulterzucken.

Ich drehte mich um lief hinaus. Irgendwohin. Die frische Frühlingsluft kühlte meinen erhitzten Kopf angenehm ab. Nur der Ostwind brachte mir den Geschmack meiner Heimat: Bitter und süß. Süße Kindheits- und Jugenderinnerungen, bittere, einschneidende Realität — Stacheldraht. Eine Barriere, die die Landschaft wie die Geburtstagstorte teilt, die die Menschen am Weitergehen hindert, die sie zu Feinden macht, die sie beherrscht.

Stundenlang spazierte ich durch die dicht bevölkerten Straßen. Ich ließ mich vom Passantenstrom mittragen, ohne Widerstand zu leisten. Ein bunter Neonreklamenregen prasselte auf mich nieder, die pulsierende Stadt drang durch alle Poren in mich ein. Die Gehsteige lichteten sich, es begann zu schneien. Der für diese Jahreszeit übliche Schneematsch rann mir von den Haaren an den Wangen herunter und verschmierte den Rest der gestrigen Schminke. Ein Betrunkener torkelte mir entgegen, verlangte eine Zigarette von mir und sah mich geistesabwesend an. Er roch nach billigem Wein und Schweiß, seinen überlangen Schal schleifte er in dem schmutzigen Brei auf der Straße hinter sich her.

Durchnäßt kam ich im Hotel an. Aus dem Zimmerfenster beobachtete ich den entstehenden Tag, den Tagesbeginn, jene Grenze zwischen Hell und Dunkel, die nach einer durchwachten Nacht am meisten weh tut. Die die Gefühle mobilisiert, die das „War“ und „Ist“ ineinander fließen läßt, die mit dem Sonnenaufgang das „Wird“ näher bringt. Von den Nachtwolken blieben nur einige weiße Streifen am Himmel, der morgendliche Dunst stieg langsam in die Höhe, der Verkehr nahm zu. Ich legte mich ins Bett und überlegte ... Am Anfang konnte ich es nicht einmal für mich formulieren ... Was wird Robert überhaupt dazu sagen? Wird er mitmachen? Ich kannte doch dieses Land nicht. Und trotzdem. Kann Fremde zur Heimat werden?

* * *

„Überall ist es schön, am schönsten aber zu Hause“, sagt ein altes Sprichwort. Was bringt aber die Menschen dazu, ihr Zuhause aufzugeben und ein neues Heim in der Ferne zu suchen? Ihre Verwandten und Freunde zu verlassen, Plätze, an denen sie im Sandkasten spielten? Ist es die Neugier, Verantwortungslosigkeit oder Zwang? Flucht vor oder zu etwas? Alle paar Jahre erhob sich in der Tschechoslowakei eine Emigrationswelle, die Tausende aus dem Land spülte. Aus Angst vor Verfolgung, Diskriminierung und geistiger Not. Mit erschreckender Regelmäßigkeit, vor und nach Umbrüchen, wählten diese Menschen freiwillig die Ungewißheit und warteten in den Auffanglagern auf ein Wunder. Die Vereinigten Staaten oder die Schweiz, Schweden oder Großbritannien ... Hauptsache, weg. Das Wort „Asyl“ ist zum Zauberschlüssel für eine bessere Zukunft geworden. Die Vergangenheit, die in einige Koffer paßte, anklagend bei sich tragend, der innere Kompaß in Richtung Westen, mit wehmütigem Blick zurück: Vertriebene aus dem „Paradies“.

* * *

An dem Tag, an dem wir die Grenze passierten, regnete es in Strömen. Wir hätten auch einen anderen Tag wählen können, und dennoch stapften wir gerade in jener Stunde in der schlammigen Erde vor dem Zollhäuschen, ließen das Wasser an uns herabrinnen und beantworteten, so gut es ging, die Fragen des Beamten:

„Du Tscheche?“ —

„Ja, wir sind aus der Tschechoslowakei. Aus der Slowakei. Bitte Asyl.“

„Tscheche oder Slowake, das ist doch wurscht“, sagte der Zollbeamte und spannte das Formular in die uralte, mechanische Schreibmaschine. „Name?“ —

„Dipl.-Ing. Robert Horák.“ —

„Dr. Jana Horáková.“ —

„Geboren ...“ Er sah uns prüfend an, verglich unsere Angaben mit

den Daten in den Reisepässen und wandte sich wieder umständlich seinem Schreibgerät zu. Wie ein Adler kreiste er mit einem Finger über der Tastatur, bis er den gewünschten Buchstaben gefunden hatte, dann tippte er ihn schnell, bevor er ihn wieder verlor, aufs Papier. Das Ausfüllen der Formulare dauerte ewig, ich zweifelte schon daran, daß wir jemals Österreich erreichen würden.

Der Regen war kalt. Das Wasser rann Robert die Haare hinunter und tropfte hinter den Kragen. Er ließ es geschehen. Mit den Pässen in der Hand und einer Einweisung in das Flüchtlingslager versehen, drehte er sich noch einmal um, als ob er überlegen würde, ob er umkehren sollte. Verzweifelt suchte er die Antwort in meinem Gesicht, fand sie aber nicht, weil ich sie selbst auch nicht wußte. Wir setzten uns ins Auto und fuhren in Richtung Wien. Mehr als eine Stunde sagten wir kein Wort, und es sah für mich schon so aus, daß wir nie wieder miteinander reden würden. Robert lenkte das Auto, dem Wetter angepaßt, fast zu langsam, wie es mir schien. Vom Westen her blies ein starker Wind, der feuchte Blätter mit sich trug, die er auf den Feldern und auf der Straße wieder verlor, um sie von neuem zu fangen. Einige von den Blättern trieb er auf die Windschutzscheibe, sie klebten in den Ritzen der Scheibenwischer und bewegten sich mit ihnen hin und her. Hin und her.

* * *

„Na, sag schon etwas! Was hast du?“ Ich setzte mich zu Robert und kuschelte mich an ihn.

„Was soll ich schon haben? Glückliche bin ich. Unheimlich glücklich.“ Robert stieß mich beinahe weg.

„Nimm das nicht so tragisch! Das da vergeht bald, und wir werden ganz normal leben.“

„Wenn dein Onkel ein bißchen Charakter hätte ...“ Das war es also. Mein Mann rechnete fest damit, daß uns der Bruder meines Vaters, der seit dem Krieg in Wien lebte, helfen würde. Daß er uns

vielleicht in seiner Firma anstellen könnte. Aber die Firma, die er uns immer als Goldgrube beschrieben hatte, entpuppte sich als eine kleine Schlosserei mit vier Arbeitern, und Onkel Leo als jemand, der nicht bereit war, seinen schwer verdienten Wohlstand mit armen Verwandten zu teilen.

Wir saßen in einem riesigen Schlafsaal mit unzähligen Stockbetten auf dem unteren Bett und hatten außer ein paar persönlichen Sachen nur uns selbst. Trotzdem war ich zuversichtlich, daß es für den Anfang reichen würde. Nicht so Robert. Und je depressiver er war, um so mehr versuchte ich ihn aufzuheitern.

„Kannst du dich an den Emigranten-Witz erinnern?“ flüsterte ich ihm zu und küßte dabei seine Ohrläppchen nicht ganz ohne Hintergedanken. Ich rechnete fest damit, daß es mir gelingen würde, ihn auf diese Weise auf andere Gedanken zu bringen, sich vielleicht mir zuzuwenden, trotz der Privatlosigkeit dieses Raumes mit ihm ein paar Zärtlichkeiten zu tauschen.

Robert war nicht nach Schmusen zumute. „Eher an den Emigranten-Alptraum“, sagte er und bohrte sein Gesicht in den Polster. „Welchen meinst du?“ murmelte er gepreßt. —

„Weißt du, wo die Perestrojka aufhört und die Freiheit beginnt?“

„Ah, den?“ Robert sah mich verständnislos an.

„Weißt du, wo?“ ließ ich nicht locker.

„Das ist ein alter Hut. In Berg natürlich, gleich nach der Grenze.“

„Genau“, bestätigte ich. „Und Berg haben wir schon längst hinter uns, es kann also nur aufwärts gehen.“ In diesem Augenblick setzte sich Robert verärgert auf, aus seinen Augen schrie Verzweiflung:

„Na gut, wir sind jetzt im freien Westen, und woraus besteht meine Freiheit? Scheißen kann ich, wann ich will, mehr steht mir gar nicht zu. Nicht einmal auf ein Bier kann ich ins Gasthaus gehen. Die 200 Schilling Taschengeld ... Ich komme mir bei der Auszahlung ärger als der letzte Bettler vor. Aber das ist noch nicht alles. Hast du schon die Zeitungen gelesen? Den Leuten hier paßt nicht einmal das. Ich nehme es ihnen nicht übel. Ich möchte auch nicht mit meinen

Steuern irgendwelche Dahergelaufene aushalten. Und schon gar nicht Nichtstuer, Diebe und Kriminelle.“

Robert hatte recht. Das Lager war furchtbarer, als ich es mir jemals vorzustellen vermochte. Da half nur, die Augen zu schließen und zu warten, bis der Spuk endlich vorbei war. Statt dessen sagte ich nur: „Wir müssen Geduld haben.“

Roberts Aufregung wuchs: „Wir müssen Geduld haben, wir müssen Verständnis haben ... Was noch? Sag mir, was noch? Fast zwei Monate sitzen wir hier fest, und nichts tut sich. Kein Asyl, keine Arbeitsbewilligung, gar nichts. Wir sitzen nur da und warten. Und dabei wird uns jeder Bissen mißgönnt. Das ist doch unter jeder Menschenwürde. Aber das Schlimmste kommt noch. Der Winter ist schneller da, als wir glauben, und wir haben keine warme Kleidung. Was soll ich tun? Soll ich stehlen gehen?“

Das mit der Winterkleidung war schon ein Problem. Das sah ich ein. Aber auch das war für mich nicht unlösbar. In den Rotkreuzsäcken, die man hier alle paar Monate von der Altkleidersammlung brachte, wären oft recht gute Sachen dabei, sagte der Hausmeister. Andererseits wußte ich, daß Robert, der für sozialistische Verhältnisse mit einem Silberlöffel großgezogen worden war, nie im Leben einen abgetragenen Mantel wer weiß von wem tragen würde. Für diesen „Luxus“ ist er nicht über alle Berge.

„Heute habe ich mit Mutter telephonierte“, sagte er nachdenklich.

„Und dafür hast du Geld?“ Beim Gedanken an meine Schwiegermutter übergoß mich eine heiße Welle.

„Es geht ihr nicht gut. Das Herz, du weißt schon.“ —

„Ihr Herz rebelliert, seit ich sie nur kenne“, stieß ich giftig aus mir heraus. „Vor allem dann, wenn wir nicht das tun, was ihr paßt.“ —

„Sie vermißt mich ... uns.“ Helena waren alle Mittel recht, um uns zu manipulieren. Sie hat es nicht verstanden, daß ihr Sohn jetzt ein erwachsener Mann war, der einen eigenen Willen hatte. Für sie hing er immer noch an der Nabelschnur, und seit wir verheiratet waren, hing ich, wenn auch unfreiwillig, mit.

„Mach kein Drama daraus! Irgendwann wirst du sie schon sehen. In ein paar Jahren bekommen wir die Staatsbürgerschaft und können nach Belieben ein- und ausreisen. Bis dahin muß sie sich mit den Tatsachen abfinden, wie sie eben sind.“ —

„Das muß nicht immer so sein. Wir wären nicht die ersten und auch nicht die letzten, die zurückkehren.“ Roberts Stimme klang leise, fast ergeben, in der Schwingung seiner Worte spürte ich die Kapitulation, die ich mit ihm nicht teilen wollte.

„Robert, du bist nicht ganz klar im Kopf,“ schrie ich aus vollem Hals, „... ansonsten würde so etwas nie über deine Lippen kommen. Weißt du, was das bedeuten würde? Die Staatspolizei nimmt uns auseinander, vielleicht sperren sie uns ein. Und dann die Demütigung im Krankenhaus und überall. Ich kann mir schon die grinsenden Gesichter vorstellen. Das kannst du mit mir nicht machen!“ —

„Ruhe!“ Eine Frauenstimme aus der hinteren Reihe erinnerte mich an die harte Realität des Flüchtlingslagers.

„Wie stellst du dir das überhaupt vor?“ flüsterte ich. „Es war doch deine Idee, auszuwandern.“ Ein bißchen unfair war es schon, daß ich meinem Mann allein die Schuld zuschob. Ich wollte auch weg, wahrscheinlich mehr als er. Aber jetzt konnte er doch nicht so einfach von mir verlangen, daß ich den Retourgang einlegte, nur weil er sich anders überlegt hatte. „Außerdem ist unsere Wohnung weg“, sagte ich in der Hoffnung, daß er mich versteht, daß er einsieht, daß es für uns kein Zurück mehr gibt. „Wo willst du überhaupt wohnen?“

„Bei Mama ist immer Platz für uns!“

Keine anderen Worte hätten mich so stark treffen können wie dieser Satz, der meine alten Wunden aufriß. Die Frau, vor der ich weggerannt war, die mich bis in die Träume verfolgte, war allgegenwärtig geworden. Sogar im Ausland verfolgte sie mich. Jetzt sollte ich sie noch täglich sehen, riechen, ertragen ...? —

„Nein, Robert, da ist mir dieses Lager lieber!“

Irgendwo hinten begann das Kind wieder zu weinen, seine gereizte Mutter ermahnte uns wieder: „Wird da endlich Ruhe?“ —

„Du bist völlig degeneriert“, zischte mir Robert leise ins Gesicht. „Menschliche Werte bedeuten dir gar nichts!“ Und so etwas sagt ausgerechnet er! Wer wollte denn unbedingt in Österreich leben? Und flotte Autos fahren, ewig eine volle Brieftasche haben und abenteuerliche Reisen machen? War ich es, die beim Anblick eines Sportflitzers Herzklopfen bekam, oder er?

„Jana, das war nur ein Traum, dem wir nachgejagt sind. Die Realität ist anders, du siehst es doch.“ Ja, die Realität war anders, als wir sie uns vorgestellt hatten. Das Gold von unserem Luftschloß blätterte langsam ab, die nackte, schäbige Fassade des ehemaligen Gefängnisses, das wir für unsere Wohnung eingetauscht hatten, erinnerte nicht einmal ein bißchen an die Träume jenseits des Eisernen Vorhangs. Robert glaubte, unseren Fehler eingesehen zu haben, und wollte wieder zurück: „Österreich ist gut nur für Österreicher, aber nicht für uns,“ meinte er.

„Und wie ich darüber denke, das fragst du nicht!“ Ich rannte wie ein verletzter Tiger im Käfig umher. Auch meine Bewegungsfreiheit erstreckte sich nur entlang meiner Bettkante, begrenzt vom Revier meines Nachbarn. Ein Betrunkener mit einer halbvollen Weinflasche in der Hand torkelte mir entgegen, singend wollte er sich in mein Bett legen, vorher aber nahm er einen kräftigen Schluck zu sich. Der Wein rann ihm das Kinn hinunter und tropfte auf die schmutzige Façon seines Sakkos nieder. Zum Glück fing Robert den Mann auf, ich glaube, es war ein Rumäne, und schickte ihn weiter. Lallend verschwand er hinter den Reihen der Metallbetten.

„Wird da nicht endlich Ruhe!“ meldete sich wieder die besorgte Mutter. Das Kind begann erneut herzzerreißend zu weinen, bei der Tür erbrach sich jemand.

Unweit von uns vergnügte sich ein Pärchen unter der Decke, der Mann hatte vorher einen Fünfhundertschillingschein auf den Polster gelegt. Die gespielten Lustschreie der Frau hörten sich wie das Schreien einer läufigen Katze an. Meine Nerven waren aufs äußerste gespannt.

„Ich gehe nicht zurück“, wiederholte ich.

„Und warum nicht?“ Robert stellte die naivste Frage aller Fragen.

„Weil ich mir nicht vorschreiben lassen will, was ich tun oder nicht tun soll. Von niemandem. Verstehst du? Von niemandem. Und am allerwenigsten von den roten Kasperln, die so wichtig tun, als ob sie Götter wären, von Oberärzten, die von einer Parteisitzung zur anderen rasen und das Dreifache von mir verdienen, obwohl sie schon seit Jahren keinen Patienten mehr gesehen haben ... Von der Slobodová, von Belis ...“ —

„Die kannst du ignorieren.“ —

„Eben nicht“.

Meine Stimme zitterte. Ich wollte nicht mein ganzes Leben lang den Mund halten und so tun, als ob ich es richtig fände, was die Mächtigen Tag für Tag an uns verbrechen. Ich wollte nicht mehr in den Schlangen vor den Geschäften stehen und nach zwei Stunden feststellen müssen, daß das Fleisch oder das Brot aus war. Ich wollte leben. Ganz einfach leben.

„Das kannst du überall.“ —

„Mit einer Wut im Bauch, die mich fast zerreißt?“ —

„Jana, du bist mammonsüchtig, geblendet von ein paar hübschen Auslagen ... Aber ich warne dich, bleib auf dem Teppich! Das hier ist nicht unsere Welt.“ Ich fragte mich, welche Roberts Meinung nach unsere Welt war. War es die, die von uns nur das Kopfnicken verlangte oder vielleicht die, in der man ohne Protektion keine Chance zum Überleben hatte? Die einem nur mit Hammer und Sichel in der Hand den Zutritt gewährte?

„Für mich ist es die, wo ich mich sicher und geborgen fühle.“ Daß Robert plötzlich auf gefühlvoll spielen wollte, war mir zu viel.

„Ah, du meinst den Platz unter Mamas Rock!“ Auf seine Provokation konnte ich nur spöttisch reagieren. Aber auch für ihn schien das Maß voll zu sein. Er sprang auf und begann seinen Koffer zu packen:

„Ob es dir paßt oder nicht, ich fahre.“

Soll er! Mich könnten dorthin nicht einmal mehr zehn Pferde bringen.

„Du wirst noch einmal froh sein, wenn man dich hineinläßt. Auf den Knien wirst du rutschen und um Verzeihung bitten“, drohte mein Mann, während er seine Hemden und Hosen wahllos in den Koffer stopfte. Da kennt er mich aber zu wenig. Ich halte durch, wenn ich will. „Was willst du hier überhaupt?“ Sein Spott sollte wohl seine Handlung rechtfertigen. „Allein fürchtest du dich sogar, die paar Stufen in den Keller zu gehen. Du kackst dich an vor lauter Angst. Spätestens in zwei Tagen stehst du vor der Tür.“ —

Die Freude werde ich ihm bestimmt nicht machen. Auch wenn es mich mein Leben kosten sollte.

„Auf ein baldiges Wiedersehen. Du weißt doch, wo du mich finden kannst“, sagte er zum Abschied und ging die zweite Bettenreihe entlang zum Ausgang.

„Verschwinde!“ schrie ich verzweifelt und warf ihm meinen Kopfpolster nach. „Verschwinde endlich aus dem Zimmer und aus meinem Leben!“ Erst als ich hörte, daß die Tür ins Schloß fiel, warf ich mich auf das Bett und begann hemmungslos zu weinen. Ich hoffte, Robert nie mehr wiedersehen zu müssen.

* * *

Ich war gerade süße Vierzehn, als er auf seinem nagelneuen Mofa in mein Leben hineinratterte. Er machte eine Probefahrt mit mir, blieb auf einer Landstraße stehen, preßte meinen zitternden Körper gegen einen alten Marillenbaum und küßte mich. Zackig und ein bißchen unerfahren, mehr von Instinkten geführt, ließ Konrád seine Hand auf meinem Rücken auf und ab gleiten, und ich dankte insgeheim meiner Cousine dafür, daß sie mir in diesen Ferien einen Büstenhalter, der ihr schon zu klein war, geschenkt hatte. Zumindest an dem gespannten Gummi unter meiner Bluse sollte er sich überzeugen können, daß ich schon erwachsen war. Meine Lippen brannten,

als ich nach Hause kam, und ich dachte, daß es mir jeder ansah, was ich vorhin getan hatte. Und daß ich vielleicht ab nun ganz verdorben sei. Bekomme ich jetzt ein Kind? Zur Sicherheit wusch ich meinen Mund zweimal mit Seife ab.

Ján war wesentlich anders. Er war für mich der Erwachsene unter Erwachsenen, gescheit, vernünftig, gelehrt — er war mein Mathematiklehrer. Daß er verheiratet war, störte mich mit meinen unschuldigen Fünfzehn nicht im geringsten. Ich war nicht eifersüchtig. Warum auch? Seine Frau Olga, eine Biologielehrerin, war doch eine Kröte, die ihm den Lebenssaft aussog. Der Arme! Was blieb ihm also anderes übrig, als sich nach einem jungen, frischen Mädchen umzusehen, das ihn erquickt und das häusliche Martyrium ertragen läßt. Ich kam mir wie eine Lebensretterin vor, träumte jede Nacht von ihm und wartete auf den Augenblick, in dem er sich öffentlich zu unserer Liebe bekennt. Der kam aber nicht.

Mit den langen, eisigen Wochen und Monaten kühlten auch meine Gefühle für Ján aus, und als Andy die Bühne betrat, verstand ich auf einmal nicht mehr, wie ich es in der Wartestellung so lange aushalten konnte. Andy, in jeder Hinsicht der „Flotte“, machte seinem Beinamen die größte Ehre. Flott und schick war seine Kleidung, flott und unerschrocken näherte er sich den Mädchen. Für ihn war es doch nur ein Kinderspiel, eine der kreischenden Gören um den Finger zu wickeln, er bewies aber guten Geschmack und entschied sich für mich.

Martin hingegen faszinierte mich mit seinem Mut. Doch es war nicht nur die Kühnheit, die fast jeder Jugendliche an den Tag legt, wenn es darum geht, sich den eigenen Hals zu brechen. Oh nein! Martins Fähigkeit bestand darin, daß er es wagte, jedem das zu sagen, was er wirklich meinte, ohne jemanden zu beleidigen. Er redete den Menschen ein Loch in den Bauch und erreichte alles, was er sich nur vorgenommen hatte. Ich lernte viel bei ihm, aber nur so lange, bis er seine Taktik auch bei mir probierte. Dann war Schluß.

Und als Robert kam, da hatte ich plötzlich das Gefühl, daß alles

bisher Dagewesene nichtig, daß er, Robert, mit den anderen unvergleichbar war. Ich lernte ihn an einem Erstfrühlingstag kennen, es war ein Sonntag, die Sonne gab ihr Bestes, die Städter, ausgehungert nach den ersten Sonnenstrahlen, stürmten die Grünanlagen. Ich spazierte mit Susanne, meiner besten Freundin, die Donau entlang, als uns zwei Burschen mit einem schwarzen Pudel begegneten. Wir sahen uns gegenseitig an und wußten sofort, wie dieser Spaziergang enden würde.

Kaum hatten sie uns passiert, drehten sich die zwei mit dem Hund auf einmal um und folgten uns in kurzem Abstand nach. Sie beratschlagten, das hörten wir ganz deutlich, wie sie es anstellen sollten, uns anzusprechen. Und wie sie uns aufteilen wollten: Die Dunkle für dich, die Blonde für mich. Wir kicherten wie zwei junge Gänse und vergaßen ganz, daß wir die Anatomie gemeinsam durchgehen wollten, am nächsten Tag sollte doch die Prüfung sein. Der Teufel soll die Prüfung holen! In diesem Augenblick war uns alles egal. Als Robert und Franz uns endlich erreichten, war zwischen uns alles klar. Nur das mit dem dunkel zu blond und blond zu dunkel stellte sich als falsch heraus. Der fast schwarzlockige Franz schätzte sehr bald Susannes Rassigkeit und Temperament, den sanften, engelhaften Robert zog mehr meine ruhige Art an. Und unsere Basis erwies sich als die dauerhaftere. Während meine Freundin und Franz ihre Kontakte schon nach zwei Wochen abbrachen, wuchs die einfühlsame und zärtliche Liebe zwischen Robert und mir weiter.

* * *

Mein neuer Freund war von Anfang an der Liebling meiner Mutter. Sein Charme verzauberte sie. Er besuchte uns fast täglich, und es schien ihm nichts auszumachen, daß wir sehr bescheiden wohnten. Er fühlte sich sichtlich wohl auf unserer alten, an den Ecken ein bißchen abgewetzten Wohnzimmercouch.

„In dieser Siedlung wohnen die schönsten Mädchen der Stadt“,

spaßte er oft. „Und hier weiß man auch, wie man einen richtigen Türkischen Kaffee kocht.“ Auf diese Anspielung wußte die Mutter sofort, was sie zu tun hatte. Sie tat es liebend gern.

Robert sollte Architekt werden wie sein Vater, ich studierte im sechsten Semester Medizin. Mein Studium ist nur dank der Aufopferung meiner Eltern möglich gewesen, für die es der höchste Wunsch war, daß wir Kinder es im Leben besser haben sollten, als sie es hatten. Ihre beiden Gehälter reichten gerade für die Miete und die täglichen Ausgaben, das Taschengeld mußte ich mir selbst verdienen. Es war nicht immer einfach. Auch andere Studenten bemühten sich um Aushilfsjobs, die eine schnelle Krone brachten. Ich aber hatte Glück. Ich kannte jemanden in einem Filmstudio, der mich in der Statistengruppe unterbrachte. Da die Filme meistens in der Nacht gedreht wurden, blieb mir tagsüber genug Zeit zum Studieren.

Robert, der damals noch viel mit mir ausgehen wollte, war nicht glücklich darüber, denn ich hatte selten Zeit dazu. Es fiel ihm schwer zu verstehen, daß ich mein eigenes Geld verdienen mußte. Seine Familie war wohlhabend, er immer gut bei Kasse. Trotz dieser Unterschiede verliebte ich mich in diesen stillen, sensiblen jungen Mann, der mich besonders liebevoll umwarb und mir das Gefühl gab, begehrenswert zu sein. Verglichen mit den Burschen, die ich vor ihm gekannt hatte, wirkte er auf mich sehr solide und stand, was mir an ihm am meisten imponierte, mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Wirklichkeit. Zumindest kam es mir damals so vor. Und es schien ihm nicht viel auszumachen, daß mein Stammbaum völlig anders gewachsen war als seiner, ich interessierte ihn nur als Mensch, und das war für mich Garantie genug, daß wir gut zueinander paßten.

* * *

Roberts Familie kannte ich nicht. Mein Freund erzählte mir, daß seine Eltern auf der Universität unterrichteten, die Mutter Deutsch, der Vater irgendetwas an der Technik, doch aus irgendeinem Grund

brachte er mich nie heim. Daß da etwas nicht stimmte, wollte ich nicht wahrhaben. Roberts Liebe und seine ständige Fürsorglichkeit brachten es zustande, daß ich alle Bedenken zerstreute. Warum sollte ich mich deswegen kränken, dachte ich. Irgendwann würde ich seine Eltern schon kennenlernen.

* * *

Mit der Heirat und dem Einzug in die Horáksche Villa stieß ich plötzlich auf eine Wand, einen Berg, der mir unbegehrbar schien. „Da hast du dir einen dicken Fisch geangelt“, zischte mir meine Schwiegermutter Helena, die ich ab nun Mutter nennen sollte, bei unserem ersten Treffen ins Gesicht. Das war ein Schlag, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Ich war von einem Tag auf den anderen mit einem Menschenschlag konfrontiert, den ich bis dahin nicht gekannt hatte. Umgeben von der Liebe meiner Familie, erzogen im Sinne eines idealen Kommunismus, war ich fest davon überzeugt, daß es in unserem Land keine Klassenunterschiede gibt. Was heißt hier Akademiker oder Arbeiter? Wird uns nicht schon von klein auf gepredigt, daß wir alle gleich sind? Auch wenn der Einzug zu Horáks einen Schock für mich bedeutete, spürte ich, daß meine Lehrjahre auf dem Sektor der Menschenkenntnis gerade erst begonnen hatten. Ich reifte als Mensch, und das mußte mir diese Mühe wert sein. Nur bewußt war es mir damals noch nicht.

Mein Mann und ich studierten noch. Wir hatten jetzt keine finanziellen Sorgen mehr, dafür waren wir völlig von unseren Mäzzen abhängig. Sie entschieden, welche Tapeten und Teppiche in unser Schlafzimmer paßten, wo wir den Urlaub zu verbringen hätten und welches Theaterstück oder Konzert für uns geeignet wäre. Nach Jahren meiner Unabhängigkeit kam ich mir wie eine Gefangene vor.

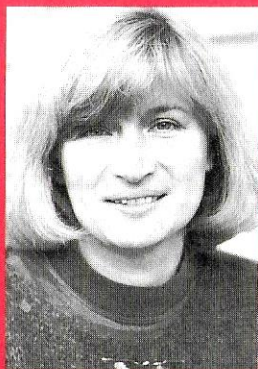
Und jetzt lernte ich auch Robert erst richtig kennen. In seiner häuslichen Umgebung war es mit seinem Charme vorbei, er entpuppte sich als ein Muttersöhnchen, völlig unselbständig und hilflos.

Unter unseren Freunden klopfte er flotte Sprüche von Emanzipation und Gleichberechtigung, und zu Hause wußte er nicht einmal, in welchem Regal seine Socken oder Unterhosen lagen. Wozu auch? Seine Mutter legte ihm jeden Abend die Wäsche für den nächsten Tag aus dem Schrank heraus. Mich ignorierte sie. Ich war für sie ein lästiges Anhängsel, ein notwendiges Übel.

Neben Helena wirkte mein Schwiegervater, der sich mit der Wahl seines Sohnes abgefunden hatte, als Geist — durchsichtig und abwesend:

„Ja, Mutti, natürlich, Mutti, du hast recht, Mutti ...“ — Wird auch Robert einmal so sein, überlegte ich. Oder war er es schon?

* * *



Zdenka Becker, geboren in Eger (Cheb), lebt seit 1975 in Österreich. Sie schreibt in deutsch und slowakisch Theaterstücke, Prosa und Lyrik. Der vorliegende Roman *Berg* ist im Oktober 1993 auf tschechisch in ihrer Geburtsstadt als Theaterstück unter dem Titel *Za Kopcem Vrch* mit großem Erfolg uraufgeführt worden. Für ihre literarische Tätigkeit wurde die Autorin mit Preisen und Stipendien ausgezeichnet.